

kulturrausch

www.taz.de | anzeigen@taz.de | fon 030 – 25 90 23 14

24. – 30. mai 2025



Hier spielt die Zukunft!

YOUNG EURO CLASSIC

01–17 Aug 2025

Konzerthaus Berlin

Halt im Rückgriff auf die Moderne

Im Sommer gibt es interessante Retrospektiven zu sehen: Drei Vorreiter der Street Photography aus den USA in Köln, eine immersive Ausstellung über Wim Wenders in Bonn und Neoconcretismo der brasilianischen Künstlerin Lygia Clark in Berlin

Von **Jana Janika Bach**

Langsam löst sich die US-Kulturindustrie aus ihrer Schockstarre. So feierte die „Met Gala“ trotz „Woke-Warnung“ und Antidiversitätsfeldzug jüngst medienwirksam (und nicht ganz uneigen-nützig) Schwarze Mode. Am Broadway proklamiert indes die Hispanic Society of America „Out of the Closets! Into the Streets!“ und zeigt (bis 31. 8.) in der Ausstellung passend zum Slogan der frühen LGBTQ+-Demos anhand von Fotos, wie einfallsreich die erste Pride-Generation durch die Straßen zog.

Und was erwartet das Kunstpublikum diesseits des großen Teichs? Hier sucht man anscheinend Halt im Rückgriff, etwa auf gemeinsame Werte einer Moderne, wie es angesichts diverser anstehender Retrospektiven den Eindruck macht. Von Yoko Onos breitbandigem Werk im Berliner Gropius Bau bis zur Wiederentdeckung des Malers Auguste Herbin im Münchner Lenbachhaus reicht die Palette; Wolfgang Tillmans, gefragt wie nie, be-spielt das Pariser Centre Pompidou, das Museum of Cycladic Art in Athen präsentiert Aquarelle von Marlene Dumas und die Kunsthalle Praha eine Rückschau aufs Œuvre des Künstler-paars Anna-Eva Bergman und Hans Hartung.

Dabei offenbart sich das genuin Poli-tische meist erst auf den zweiten Blick – wie im Museum Ludwig in Köln, das in diesem Sommer (bis zum 12. 10.) drei Vorreiter der Street Photography wür-digt. Garry Winogrand etwa war ein rastloser Flaneur, der als Junge die raue Bronx durchstreifte. Winogrand hatte ein instinktives Gespür fürs Komposi-torische und Szenen wie „Circle Line Statue of Liberty Ferry“ (New York, 1971).

Auge für das Profane

Auf dem Foto beugen sich ringsum Pas-sagiere über die Reling. Bis auf ein Paar, das wirkt, als habe man es für eine Mo-destrecke platziert; er im Anzug, lässig angelehnt, sie in Ballerinas. Keiner auf dem Boot erkennt den Fotografen als solchen bis zu dem Moment, da er blitz-schnell seine Leica zückt und abdrückt. Fürs Nachjustieren nahm sich Wino-grand, manisch produktiv, keine Zeit und etwaige Unschärfen in Kauf. Ihm galt, wie dem Nouvelle-Vague-Grün-der Jean-Luc Godard, per Zufall Gene-riertes als Ideal. Als Winogrand 1984 starb, hinterließ er allein 2.500 unent-wickelte Filme, eine Art Enzyklopädie seines Amerikas.

Zur gleichen Generation der „New Social Documents“ oder „New Topog-raphics“ gehört der mittlerweile 90-jäh-rige US-Amerikaner Lee Friedlander,

der sich allerdings anderes zum Sujet erkor. Wie niemand sonst hatte er ein Auge für das Profane, durch seine iro-nisierende Linse zur Kunst erhoben. Zum Signet wurde sein eigener Schat-ten, der sich nicht selten in Form sei-nes Kopfes abzeichnete, zum Beispiel 1966 in New York auf dem Pelzmantel einer Dame. Ikonische Bilder, die in der Kölner Schau um eine jüngere Po-sition mit Aufnahmen aus Joseph Ro-dríguez’ „Taxi-Serie“ ergänzt werden. Als kleine Bravourstücke des Storytel-lings reichen sie in bester sozialdoku-mentarischer Tradition über den Augenblick hinaus.

Ehrung zum Achtzigsten

Auch für Wim Wenders war die Stadt seit eh und je mehr als bloß Kulisse für seine Geschichten. Staunend näherte er sich ihr mit seiner Kamera, wie im Kultfilm „Der Himmel über Berlin“ von 1987, um Mensch (oder Schutzengel) wahrhaftig zu begreifen. Gewonnene Erkenntnisse übersetzte der Autoren-filmer in eine einzigartige Bildsprache – von seinen Dramen, zuletzt „Perfect Days“, bis zu seinen Dokumentarfilmen über Papst Franziskus, Anselm Kiefer oder Pina Bausch.

Ungebrochen scheint Wenders’ Schaffensdrang, seitdem er vor zehn Jahren den Goldenen Bären fürs Le-

benswerk bei der Berlinale verliehen bekam. Jetzt darf der Gratulationsrei-gen von Neuem beginnen – den Anfang macht die Bundeskunsthalle in Bonn, die den deutschen Weltstar und Regis-seur zum 80. Geburtstag mit einer gro-ßen immersiven Ausstellung ehrt, die Fotos und Filme mit frühen Collagen, archivalischen Inserts, Requisiten, Kos-tümen und mehr vereint (1. 8. – 11. 1. 26).

Körperliche Therapie

Lygia Clark wiederum hat etwas von der jungen „Jackie“ Kennedy, wie sie da auf dem Hocker sitzt, eine grazile Gestalt, die Arme verschränkt, die Beine gekreuzt. Und tatsächlich tren-nen Clark, geboren 1920 in Belo Hori-zonte im Südosten Brasiliens, und die einstige First Lady gerade einmal acht Jahre. Doch gilt es, in Bezug auf die brasilianische Malerin und Bildhaue-rin, die in eine aristokratische Familie hineingeboren wurde, nicht voreilig Schlüsse zu ziehen. Clark, die mit Hé-lio Oiticica befreundet war und wäh-rend der Militärdiktatur ins Exil ging, schuf ein epochales Werk, das die Kunst radikal erweiterte. Von frühen mono-chromen Gemälden über interaktive Objekte fand die Mitbegründerin des brasilianischen Neoconcretismo zu ei-nem experimentellen, betont körperli-chen Therapieansatz.

Berühmt wurde Clark zunächst für ihre „Bichos“, übersetzt „Getier“ oder „Ding“, klapp- und faltbare Metallge-tüme. Aber auch ihre schrägen Mas-ken, Brillen und Anzüge sollten sinn-lich anregen, aufgesetzt und getra-gen werden. Eben dazu lädt die Neue Nationalgalerie in Berlin nun (bis 12. 10.) ein, die mit 120 Werken aus al-len Schaffenszyklen der Ausnahme-künstlerin zur aktiven Teilnahme auf-fordert. Ob in Mies van der Rohes kühl-lem Bau ebenso Clarks hypnotischen Performances wie „Baba Antropo-fágica“, bei der ein Proband mit spei-chelgetränktem Garn in einen Kokon eingesponnen wird, zur Aufführung kommen, darf zu hoffen sein.

Was geht?

In dieser Ausgabe des taz themas kulturrausch blicken wir darauf, was es in der Kulturwelt im Sommer an sehenswerten Kunstaussstellungen, Straßentheater-Aufführungen und Festivals abenteuerlicher Musik gibt. Zudem geben wir Einblick in die weite Welt des Flamenco, berichten über Zwischennutzungen und porträtieren einen besonders schamlosen Künstler.

Impressum Redaktion: Ole Schulz | Foto-Red.: Karoline Bofinger | Anzeigen: Söntke Tümmler

Was ist Freiraum wert?

**Von Magnus Hirschfeld bis Ost-Berliner Punks:
Erfahre, wie Freiräume Berlin prägen.**

Jetzt Tickets sichern!



STIFTUNG
STADTMUSEUM
BERLIN



KULTUR
PROJEKTE
BERLIN



BERLIN



HUMBOLDT
FORUM

Medienpartner



tipBerlin



THEBERLINER

BERLIN GLOBAL

Die Berlin Ausstellung im Humboldt Forum

Alles in Ordnung?

Das Kunstmuseum Celle präsentiert Ottmar Hörls Plastikfiguren

Martin Luther, Friedrich Schiller, Richard Wagner, Bertolt Brecht – das sind einige der historischen Persönlichkeiten, denen der Konzeptkünstler Ottmar Hörl mit seinen im öffentlichen Raum aufgestellten Plastikfiguren in großer Stückzahl und besonderer Farbgestaltung zu mehr Aufmerksamkeit verholfen hat.

Das Kunstmuseum Celle zeigt nun unter dem Titel „Ottmar Hörl. Alles in Ordnung“ Arbeiten des Künstlers. Nicht das einzelne Werk ist entscheidend – das ist auch das Prinzip von Hörls Arbeiten im Kunstmuseum, in denen es um das Thema Natur geht. Auf einem Regal als „Ensemble für Enthusiasten“ sind 67 kleine und große grüne Plastikkakteen zu sehen. Um die Ecke werden auf Sockeln 17 große Kunststoffblüten in unterschiedlicher Form und Farbe präsentiert.

Bei der Eröffnung spricht Hörl über die Angst, sich zu wiederholen. Dann wendet er sich direkt an die Besucher: „Wenn Sie denken, un-

Ab 500 Euro gibt es einen Franz Josef Strauß oder einen Karl Marx

verschämt, was der Künstler gemacht hat, dann habe ich alles richtig gemacht, das Publikum aufzuregen.“

Die Gäste sind entzückt, dass der renommierte Künstler bald noch präserter in ihrer Stadt sein wird: Im August und September stehen vor dem Celler Schloss 1.000 goldene Plastikfiguren von Caroline Mathilde, die Hörl entworfen hat. Damit will die Stadt an die dänische Königin erinnern, die ihre letzten Lebensjahre im Celler Schloss verbracht hat. „Wenn eine Aktion vorbei ist, kann man über unseren Shop die Figuren kaufen“, sagt Hörl. Ab 500 Euro gibt es einen Franz Josef Strauß oder einen Karl Marx. Alles in Ordnung? Zumindest für Ottmar Hörl.

Joachim Göres

Vom Punk-Geist beseelte Musiktheater: In der ehemaligen Stasizentrale in Berlin inszeniert glanz&krawall Mozarts „Zauberflöte“ Foto: Peter van Heesen



Die Stadt als Bühne

Von Berlin über Holzminden bis Görlitz: Die Open-Air-Saison der darstellenden Künste naht – mit Hochtrapez, Körperakrobatik, Zirkusdarbietungen und der „Zauberflöte“

Von Tom Mustroph

Das ausladende Tempelhofer Feld in Berlin hat sich zu einem Flanier- und Freizeitsport-Hotspot entwickelt. Im Juli und August lockt dort aber etwas anderes: Bereits zum 11. Mal findet auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens das Berlin Circus Festival mit 51 internationalen Shows statt.

Derweil wird jenseits des S-Bahn-Rings der Hauptstadt Hochkultur runderneuert: glanz&krawall schließen im Juli in der ehemaligen Stasizentrale im Osten der Stadt den Priesterorden aus Mozarts „Zauberflöte“ mit Mielkes altem Männerorden kurz, während im Südwesten, gleich neben der Weltallauscheinrichtung am Insulaner, die Shakespeare Company das Liebestoddrama „Romeo und Julia“ neu herausbringt (ab 13. Juni). Romeo-Agenten nannten Mielkes Mannen übrigens ihre Bettaushorcher.

Auch aufs weite Land hinaus sollte man strömen. Die idyllisch gelegene CircusMühle Kelbra in Sachsen-Anhalt veranstaltet Ende August ihr Sommerfest mit Luftartistik und Musik. Die Fachwerkstadt Holzminden lädt dagegen schon Anfang Juni zum bereits 17. Mal zu einem der am besten kuratierten Festivals für Theater im öffentlichen Raum ein. Östliches Pendant Ende Juni ist das Viathea Straßentheaterfestival in Görlitz auf der einen und Zgorzelec auf der anderen Oderseite.

Kelbra hingegen ist noch ein Geheimtipp. Seit November leben und arbeiten die Luftartistin Jana Korb, der Einrad-Spezialist Hoppe Hoppinski und der Grafiker Tobias Stiefel in der ehemaligen Wassermühle zwischen der Kleinstadt Kelbra und dem dortigen Stausee. Es handelt sich um Berlin-Flüchtlinge, die große und bezahlbare Proberäume suchten. „Erst haben wir uns im Berliner Umland umgeschaut, dann aber Jahr für Jahr den Suchradius erweitert“, erzählt Trapezkünstlerin Korb. Vor allem sie braucht hohe Räume. Zu denen gesellte sich im alten Mühlenareal noch ganz viel weiterer Platz hinzu. „Allein der Speicher hat 1.000 Quadratmeter Grundfläche“, meint Korb.

Die CircusMühle Kelbra in Sachsen-Anhalt ist ein Geheimtipp

Hier entstand in den vergangenen Jahren ein Residenzort vor allem für den zeitgenössischen Zirkus. Internationale Gäste kamen. Auch ein Erzählcafé kreierte Korb. Das wird gerade von den Einheimischen gut angenommen. Ferienwohnungen gibt es ebenfalls – für Motorradfreaks, die den nahen Kyffhäuser hinaufdonnern, sanftere Wanderer und auch jene, die für einen Bade-

urlaub im nahen Stausee kommen. „Das Strandbad wird von der Stadt betrieben, ist wirklich schön und kostet auch keinen Eintritt“, wirbt Korb. Während des Sommerfests sind die Ferienwohnungen allerdings schon ausgebucht. Korb wird zu diesem Anlass ihre neue Produktion „RegenLeiter“ zeigen.

Auf einer hohen Leiter, die zum Trapez umfunktioniert wird, erzählt sie durch die Lüfte schwingend von Wetterunbilden und Klimaveränderungen. „Je nach Wetterlage gibt es eine andere Version“, sagt sie und nennt Sonnen-, Regen- und Windvarianten sowie eine für grauen Himmel, bei dem sonst nichts passiert. Die brasilianische Artistin Gabriela Schwab Veloso wird zum Sommerfest einen Roadtrip von Europa nach Brasilien unternehmen. Auf einem Fahrrad macht sie sich zum 100. Geburtstag ihrer Oma auf. „Sie setzt sich dabei mit dem Leben zwischen den Kulturen auseinander. Und irgendwann hängt das Fahrrad dann auch in der Luft“, verspricht Korb. Die australische Band The Beez spielt auch noch. Internationales Spektakel also in der CircusMühle.

Ebenfalls mit Wetter und Klimaveränderungen setzt sich die für ihre überwältigenden Open-Air-Inszenierungen bekannte Gruppe Titanick auseinander. Beim Festival in Holzminden (6. 6.–8. 6.) lässt sie einen großen Gletscher schmelzen, während eine Hochzeit von

Menschen eher aus dem Ruder läuft, erzählt Kuratorin Nicole Ruppert. Spektakuläre Körperakrobatik kommt von den britischen Gruppen Mimbire und Motion House. Das alles findet auf Straßen und Plätzen des wegen seiner hübschen Fachwerkbauten bekannten Städtchens Holzminden statt.



In Zeiten allgemeiner Kulturkürzungen konnte sich Ruppert sogar über erhöhte Zuschüsse der Stadt freuen, was man durch regen Besuch der Stadt an der Weser belohnen sollte. Allerdings ging die Erhöhung zu großen Teilen für opulenter Sicherheitskonzepte drauf, die nach den Anschlägen in den letzten Monaten leider naheliegend sind. Die Kunst, gerade die Kunst auf öffentlichen Plätzen, wird gerade von vielen Seiten bedroht.

Kürzungen machten auch den Berliner Festival-Cracks von

glanz&krawall zu schaffen. Die vom Punk-Geist beseelte Musiktheatergruppe verzichtete bei ihrem neuen Drei-Tage-Festival „BERLIN is not SALZBURG. Vol. 5, die Zauberflöte“ in der ehemaligen Stasizentrale (11. 6.–13. 6.) erstmals auf eine eigene künstlerische Produktion. „Wir sind jetzt in erster Linie organisatorisch tätig und unterstützen die anderen beteiligten Projekte“, erzählt Dramaturg und Gruppengründer Dennis Depta der taz.

Hauptthema ist der Priesterorden um Sarastro, den Depta als Pendant zum alten Männerorden Stasi sieht. Das verspricht einen anderen Blick auf Mozart, an dem Depta neben der Musik auch biografisch dessen Flucht aus dem aristokratischen Salzburg in die Wiener Vorstädte schätzt. Echten Electro-Punk steuern die Toten Crackhuren auf der Einhornfarm bei, während Theater Thikwa und hanns-jana die Disziplinierungsanstalt Blockflötenunterricht auseinandernehmen.

Während Volume 5 der feinen „Berlin is not ...“-Serie „nur“ das Areal der ehemaligen Stasizentrale bespielt, macht das Straßentheaterfestival Viathea ganz Görlitz und ganz Zgorzelec zur Bühne (26. 6.–28. 6.). „Mehr als 170 Auftritte von 24 Straßentheatergruppen aus Deutschland, Finnland, Frankreich, Israel, Kolumbien, Mongolei, Niederlande, Polen und Schweiz beleben die historische Altstadt und Innenstadt von Görlitz und Zgorzelec“, schwärmt Kuratorin Christiane Hoffmann. Es gibt vor Ort auch musikalische Darbietungen. Herausheben möchte Hoffmann die mongolische Band Bagan, die unter anderem Folkloreinstrumente wie die Pferdekopfgeige einsetzt und damit zu Ethnic House, Trap, Techno und Tropical House aufspielt.

Nicht weniger vielfältig und international besetzt ist das Berlin Circus Festival (30. 7.–10. 8.). „19 Kompagnien präsentieren in drei Zelten und auf einer Outdoorbühne die ganze Vielfalt dieses wunderbaren Genres“, teilt Sprecherin Farina Berndt mit. Sie freut sich unter anderem auf die Akrobatik-Acts „Exalté“ und „How A Spiral Works“. Die gilt als eine der besten im zeitgenössischen Zirkus der letzten Jahre überhaupt. Und auch Themen wie Mutterschaft und (athletische) Künstlerinnenkarriere werden behandelt, etwa in „MOTHER. WOMAN. ARTIST“ von der italienischen Reifenartistin Marianna De Sanctis. Viel zu sehen, viel zu hören, viel zu spüren, von der Weser über die Spree bis an die Oder.

KUNSTMUSEUM STUTTGART

DOPPEL
KÄSE
PLATTE

DOPPEL
KÄSE
PLATTE

100 JAHRE SAMMLUNG
20 JAHRE KUNSTMUSEUM
STUTTGART

EINTRITT FREI
08.03.–12.10.2025

QUEER WEEK 2025

STUDIO G

T-BOY ON GRINDR

VON JOÃO D'OREY
REGIE: MALAYA STERN TAKEDA

27 & 29/JUNI 2025

WWW.GORKI.DE



Zur Eröffnung des Moers Festivals widmet sich die israelische Musikerin Maya Dunietz der Kraft der Stille
Foto: Harald Krichel/CC BY 3.0

Soundtrips, Klangräume, Stille

Konzerte mit abenteuerlicher Musik gibt es beim Jazz in E. in Eberswalde, in Bunkern in NRW, einem Berliner Festival im Zeichen der Stimme, dem Klangfrieden von Moers und musikalischen Konfrontationen im österreichischen Burgenland

Von Robert Mießner

Am Anfang der Tusch: In diesem Jahr feiert das Eberswalder Festival **Jazz in E.** sein 30. Jubiläum (28.–31. 5.). Veranstalter von Jazzliebhaber Udo Muszynski und dem Verein „Wege zur Gewaltfreiheit“, ist das, wie es im Untertitel heißt, „Festival aktueller Musik“ eine Reihe ohne Reinheitsgebot: Jazz in E. stand unter Motti wie „Volksmusik“ oder „Tanzmusik“ und bot Jaki Liebezeit, Drummer der Krautrock-Legende Can, eine Bühne. Deren Bretter stehen mittlerweile in dem Kulturhaus des ehemaligen Volkseigenen Betriebs (VEB) Rohrleitungsbau Finow auf dem Gelände des jetzigen Rofin-Gewerbeparks Eberswalde, einem Stück Industriekultur. Zwei der Jazz-in-E.-Gratulanten kennen sich mit Musik an besonderen Orten aus: Der Saxofonist Warnfried Altmann schätzt die Akustik von Kirchenbauten, der Posunist Conny Bauer nutzte schon den Wasserspeicher Severin in Köln oder das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig als Klangraum. Beide spielen am 31. Mai in Eberswalde. Mehr Musik aus und an ungewöhnlichen Orten veranstalten seit zwölf Jahren die **Soundtrips NRW** (bis 14. 9.). Im Wortsinne handelt es sich bei ihnen um Klangreisen in mittlerweile 15 assoziierte Städte in Nordrhein-Westfalen. In diesem Jahr haben Almut Kühne und Joke Lanz das Festival eröffnet: Die Sängerin und der Noise-Musiker sind mit Gästen unter anderem im Bielefelder Bunker Ulmenwall aufgetreten: Der Keller ist 1939, im ersten Jahr des Zweiten Weltkriegs, als Sanitätsbunker errichtet worden. Dass der Bunker nach der Befreiung vom Faschismus der sozialistischen Jugendgruppe Die Falken ein Zuhause wurde und später Jazz- und Improvisationsmusikern wie Albert Mangelsdorff, Elliott Sharp oder Julia Hülsmann einlud, ist eine schöne Volte der Geschichte. Am 30. Mai kommen der Sänger, Musiker und Komponist Giralal Baars aus dem schwedischen Uppsala und die in Berlin lebende Jazzbassistin und Improvisatorin Isabel Rößler in den Bielefelder Bunker, vorher sind sie bereits mit wechselnden Gästen auf bundesweiter Festivaltour. Wer Rößlers Auftritte kennt, weiß, dass das ein Trip zum Erinnern wird. An drei historischen Orten findet in Berlin-Friedrichshain

das Festival **Paradise Must Be Nice statt** (6.–8. 6.). Es steht im Zeichen der Stimme, Instrument des Jahres 2025. Die Eröffnung findet statt in der denkmalgeschützten Zwingli-Kirche statt, sie diente als Kriegslazarett und fungierte zu DDR-Zeiten als Bunkerlager der Staatsbibliothek und Ersatzteillager für Orgeln. Beginnen wird die französisch-palästinensische Sängerin Mai, deren Stimme geräuschhaft und fragil klingen kann. Am selben Abend spielt auch ägyptische Musiker und Künstler Abdullah Miniawy. Gemeinsam mit Robinson Khoury und Jules Boittin präsentiert er in einem Trio-Projekt ein Amalgam aus Jazz und ägyptischen Klangtraditionen. Ein Konzert von ihnen beim CTM-Festival im Januar wusste zu überraschen. Die Kombination nordamerikanischer und nordafrikanischer Klangästhetik hat selbst eine lange Geschichte, man denke an Duke Ellingtons „Pyramid“ und die weiterführenden Orient-Erkundungen von Yusef Lateef. **Letzter Tag im Paradies** In der Galiläa-Kirche, zu DDR-Zeiten ein Ort jugendlicher Unfolgsamkeit, wird das Paradies indes elektrifiziert: Rosa Anschütz, Jonas Yamer und Till Funke geben ihr Live-Debüt als Trio Spoil, Hinzu kommen das Masshysteria Collective mit einer Tanzdarbietung und Ambient mit Lyricdata. Der letzte Tag im Paradies neigt sich in der Neuen Zukunft in Alt-Stralau. Bis zur Wende befanden sich in der Nachbarschaft Betriebe der Binnenschifffahrt, Glasherstellung und Mikrobiologie. Zu der Straße gehörte mit dem Durchgangsheim der DDR-Jugendhilfe – ein schlimmer Ort. 2025 stehen Hardcore, Industrial und Noise auf dem Programm. Ob ein Exorzismus gelingt? Am unteren Niederrhein, steigt das „Jazzfestival für Musik, Miteinander, Freysinn und Klangfriede“, wie sich in seinem 54. Jahr das **moers festival** (6.–9. 6.), seit 2017 geleitet vom Musiker Tim Isfort, selber vorstellt. Klangfriede? Auf dem Programm steht unter anderem der Berliner Musiker Capar Brötzmann. Der Gitarrist und Sänger spielt in einem Noise-Rock-Trio namens Massaker, als Bassist hat er unlängst das malstromhafte Album „The Lovers and Destroyers“ veröffentlicht. Aber vielleicht ist es gerade so, dass inmitten großen Tosens sich plötzlich eine enorme Ruhe einstellt.

Der Kraft der Stille widmet sich das Uraufführungsprojekt „Sei still!“, eine Komposition der israelischen Musikerin Maya Dunietz und des US-amerikanischen Klangkünstlers William Northlich-Redmond. Dunietz hat Improvisationsmusik gespielt, arabische Lieder interpretiert und den Gesang der Sami studiert; Northlich-Redmond alias BlipVert ist in der Elektronischen Musik beheimatet und betreibt eine Tribut-combo für den Blues-Avantgardisten Captain Beefheart. In seinen Kompositionen finden sich Einflüsse aus balinesischem Gamelan wie aus Hardcore. Die Stille in Moers dürfte keine Leisetreterei werden. Wahrscheinlich muss das so sein: Das Festival – angefangen hat es 1972 im Innenhof des Moerser Schlosses und spielt mittlerweile in der enni.event-halle sowie seit 2021 im Moerser Stadtpark – hat seit 2010 mit akuten Sparzwängen zu tun gehabt. Dass es weiter stattfindet, ist keine Selbstverständlichkeit. **Konfrontationen** ist der treffende Name des Festivals, das in der Jazz-Galerie Nickelsdorf zuhause ist (25.–27. 7.). In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre übernahm Hans Falb, er selbst nennt sich einen „Jazz-Besessenen“, von seinen Eltern den Gasthof, der im östlichsten Österreich, im Burgenland, zu einer der Adressen des experimentellen Jazz geworden ist. Der Begriff ist dabei weit gefasst. Das Festivalplakat von 1980 führt zusätzlich Theater, Bildende Kunst und Literatur programmatisch an. Ein Pianist, der 1980 bereits dabei war, ist in diesem Jahr wieder bei den Konfrontationen dabei: Der stilprägende Freejazzler Alexander von Schlippenbach bringt den Alt-Saxofonisten Nuno Torres, Cellisten Guilherme Rodrigues, Geiger Ernesto Rodrigues und Drummer Willi Kellers mit: In der interessanten Instrumentenkombination ist 2023 das Album „Conundrum“ erschienen – neun Titel für mythologische Monster, absolut hörenswert! Ebenfalls gebucht ist das Quartett Flight Mode: Pianistin Elisabeth Harnik, Sopran-saxofonist Harri Sjöström, Bassist John Edwards und Drummer Tony Buck spielten vor Kurzem das Berliner Panda-Theater in einen Intensitätsrausch. Das Duo Moor Mother & Roscoe Mitchell schließlich verbindet generationenübergreifend afroamerikanische Ästhetik, die nicht zuletzt eine des Widerstands ist.

Heilsames Patchwork

Die Romni-Künstlerin Małgorzata Mirga-Tas stellt ihre Textilcollagen im Kunsthaus Bregenz aus – und macht die Kultur ihrer Vorfahren sichtbar

Von Jana Janika Bach

Stummfilmlegende Charlie Chaplin, Rapper Sido, Schlager-Ikone Marianne Rosenberg oder der britische Schauspieler Sir Michael Caine – sie alle haben Roma-Wurzeln, manche von ihnen hielten dies aus Gründen jahrzehntelang geheim. Als Małgorzata Mirga-Tas 2022 den polnischen Pavillon zur Biennale in Venedig mit großformatigen, bis zur Decke reichenden Textilcollagen ausstattete, war sie die erste Romni-Künstlerin überhaupt, die je ein Land bei der venezianischen Weltkunstschau prominent vertrat. Angelehnt an den Fresco-Zyklus im Palazzo Schifanoia in Ferrara, ein üppiges Werk der italienischen Renaissance-Malerei, erzählte ihr bunter Bilderfries statt von Göttern der Antike vom Auszug der Romnja nach Europa – eine Geschichte, die das vielfältige Nomadenleben widerspiegelte wie eine über Jahrhunderte erfahrene Marginalisierung und Diskriminierung. Ihr Material hat sich Mirga-Tas, die in Czarna Góra am Fuß des Tatra-Gebirges in der Woiwodschaft Kleinpolen lebt und 1978 in Zakopane geboren wurde, wohlweislich gewählt. Und sie verarbeitet es im Sinne der Bildhauerin Louise Bourgeois, die im Nähen einen heilsamen Prozess sah: „The act of sewing is a process of emotional repair.“ Ein Handwerk, das bereits ihre Großmutter und Mutter ausübten und das Mirga-Tas identitätsstiftend nutzt. Zusammengeflochten aus Stoffresten – Tischdecken, Vorhängen, Bettwäsche, Kleidung – gespendet von Freunden und Verwandten, funktionieren ihre Patchworks als Gemeinschaftsakt der Selbstermächtigung. Bis heute haben viele der stigmatisierten, antiziganistischen Stereotype der Romnja in Teilen der Gesellschaft und europäischen Kunstgeschichte überdauert. Mirga-Tas’ Kunst setzt dem eine vorurteilsfreie Ikonografie entgegen, um die Kultur ihrer Vorfahren sichtbar zu machen. Ab Juni entspinnt sich im Kunsthaus Bregenz die Ausstellung „Tele Čerhenia Jekh

Jag“ („Unter dem bestirnten Himmel brennt ein Feuer“) über mehrere Etagen, die in Mirga-Tas’ Welten, zwischen Realem und Mythisch-Magischen angesiedelt, eintaucht. Im oberen Geschoss verdichten sich Verse und Biografisches in einer Stoffarbeit zu einer Hommage an ihren Großvater, der Schmied war, und die von Zeilen des Roma-Dichters Jan Mirga inspiriert ist, dessen Lyrik das Formen von Eisen in der Glut als Metapher für Widerstandskraft deutet. In den anderen Stockwerken warten Figuren aus Wachs – ein Gemisch mit apotropäischer, also Dämonen austreibender Wirkung, wie man glaubte. Drei gigantische Bären lassen etwa an Robert Southeys Prosa vom Goldlöckchen denken – ursprünglich ein Schreckensmärchen, später eine familientaugliche Mär – oder an slawisch-osteuropäische Faschingsbräuche. In Małgorzata Mirga-Tas’ Landschaften, die Raum für Resonanz und Erinnerung schaffen, wird schier Unvorstellbares entworfen, wie ein Idyll, in dem Mensch und Natur im Einklang sind. **Małgorzata Mirga-Tas:** „Tele Čerhenia Jekh Jag“, 7. 6.–28. 9., im Kunsthaus Bregenz, Karl-Tizian-Platz, 6900 Bregenz, Österreich

Gewalt ausstellen:

24.05.–23.11.2025

Erste Ausstellungen zur NS-Besatzung in Europa, 1945–1948



DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM

Pei-Bau
Hinter dem Gießhaus 3,
10117 Berlin

www.dhm.de

Helen Frankenthaler: Sea Level
Gemälde 1966
Kunststoffschilder
Edition 1/100 + 100
Bonn 2024 – 25

m

museum
reinhard
ernst

Helen
Frankenthaler
16.3.–28.9.2025
Wiesbaden

Weltstar
der
abstrakten
Malerei

Festival
Theaterformen

19.06. —
29.06.2025

Hannover

Industriekultur
Berlin

MIT ACHT RADROUTEN
DURCH BERLIN! IMPOSANTES
UND VERSTECKTES
PER RAD ENTDECKEN

Karten und Link zu komoot
gibt es kostenlos auf:
<https://industriekultur.berlin>

MUSEUM
DER ARBEIT

RESPEKT

EINE AUSSTELLUNG ÜBERS
GEMEINSAM VERSCHIEDENSEIN
18.06.2025 – 12.04.2026

Stiftung Historische Museen Hamburg Museum der Arbeit, Wiesendamm 3
22305 Hamburg, U / S-Bahnhof Barmbek

KONZERTDIREKTION
PALME

13.06. HAMBURG: ELBPILHARMONIE
THE COMPLETE PIANO ETUDES
BY PHILIP GLASS

16.06. BERLIN: PHILHARMONIE
THE COMPLETE PIANO ETUDES
BY PHILIP GLASS

18.06. HAMBURG: ELBPILHARMONIE
MAYRA ANDRADE

18.06. KÖLN: KÖLNER PHILHARMONIE
KRUDER & DORFMEISTER

28.06. HAMBURG: MOJO CLUB
ANAVITÓRIA

29.06. HAMBURG: KAMPNAGEL
MARTIN KOHLSTEDT

11.09. HAMBURG: ELBPILHARMONIE
MULATU ASTATKE

KDPALME.DE

Flamenco-
Tänzerein
La Mona ist
gebürtige
Ulmerin – und
Langzeit-
Berlinerin
Foto:
Daniela
Incoronato

Ein neugieriger Globetrotter

Flamenco ist eine eigener Kosmos. Aus Andalusien kommend, hat er sich über die ganze Welt verbreitet. Längst haben Flamenco-Künstler*innen auch japanische, deutsche, griechische oder iranische Wurzeln

Von **Katrin Wilke**

Der Flamenco, diese originär andalusische Tradition, ist als Kunst- und Lebensform mit all seinen Facetten längst ein Global Player. Und das nicht erst, seit man ihn 2010 zum immateriellen Unesco-Weltkulturerbe ernannte. So ist etwa Japan die zweite Nation nach Spanien, was die Pflege dieser Kultur angeht. Dafür frequentieren Japaner*innen Jahr für Jahr die Tanzschulen im Ursprungsland des Flamenco in Massen, um später zu Hause selber zu unterrichten, zu konzentrieren und zu veranstalten.

Berlin als Zentrale

Deutsche Flamencos, wie die von Azabache Flamenco aus Berlin, wiederum geben sogar Flamencokurse in Spanien – und das seit fast 30 Jahren. Das seit 1994 bestehende, personell offene Kollektiv ist eins der unzähligen Initiativen in Berlin, Deutschlands wichtigster und auch innerhalb Europas zentraler Flamenco-Metropole. Sie beherbergt Künstler*innen und Aficionadxs aus aller Welt, darunter natürlich auch viele in den letzten Jahren aus Spanien Zugezogene, die die Szene aus erster Hand bereichern.

Entsprechend weltgewandt ist auch Mi Mundo Flamenco, ein deutsch-spanisch-japanisches Musik- und Tanzprojekt, das die „Bailaora“ La Mona um- und antreibt, wenn sie nicht gerade mit dem von ihr mitbegründeten Azabache beschäftigt ist. Die Langzeit-Berlinerin aus Ulm, die ihre Tanzkunst als eine gesamtmusikalische, rhythmische Betätigung empfindet, ist künstlerisch und mental stark vom andalusischen Jerez imprägniert.

Weniger in den Berlins Hips-tergegenden, wo sich schicke Tapasbars in spanischer Authentizität versuchen – nein, unscheinbar und versteckt in Kreuzberger oder Wedding Hinterhöfen findet sich die eine oder andere feine Flamenco-Location: größere „Tablaos“ oder vereinsähnliche,

kleine „Peñas“. Eine solche und zugleich Probendomizil von La Monas Flamenco-Chor Coro Rocio de Berlín ist die Peña Flamenca Pata Negra. Dieser informelle Ort ist ein von zwei Flamenco-verrückten Urberlinern liebevoll ausgestaltetes Souterrain, in dem man sich unversehens weit weg fühlt, irgendwo in Andalusien.

Einzelkonzerte oder Reihen wie die des seit langem in Berlin lebenden griechischen Flamenco-Jazz-Gitarristen Nikos Tsiachris (My Spanish Heart im Jazzclub b-flat) sowie hier und da auch vom flamenco-affinen Oudspieler Alaah Zouiten aus Marokko (bis dato im Jazzclub ZigZag) ködern die an den fusionsfreudigen Flamenco-Gangarten Interessierten.

Nuevo-Flamenco-Initiation

Kürzlich beging man den 30. Geburtstag eines Albums, ohne das es auch diesen Text gar nicht gäbe. Auf „10 de Paco“ nehmen die Spitzenkräfte und Pioniere des Flamenco Jazz und des Nuevo Flamenco, vorneweg der Saxofonist/Flötist Jorge Pardo und Pianist Chano Domínguez, eine gelungene Neulektüre emblematischer

Berlin ist in Europa die wichtigste und zentrale Flamenco-Metropole

Stücke von Paco de Lucía vor – mehrheitlich auch von dem großen Gitarristen komponiert. Diese Neuinterpretationen überzeugen manche sogar mehr als die Originale.

Das Album öffnete vielen eine Tür in diese Musikwelt, von der hierzulande Mitte der 1990er noch wenig die Rede war. Flamenco assoziierte man mit traditionellem Tanz und Andalusien und ja, auch schon mit Paco. Dank jenes musikalischen Gitarren-gipfeltreffens mit Al Di Meola, John McLaughlin und Paco de

Lucía, aus dem das legendäre Live-Album „Friday Night in San Francisco“ (1980) entstand. Durch die Platte bekam man allerorten eine Ahnung von den neuen, horzonterweiternden Entwicklungsmöglichkeiten des Flamenco.

Einen besonderen Riecher hierfür hatte der Madrider Labelbetreiber, Fotograf und Produzent Mario Pacheco, der wohl bedeutendste Wegbereiter dieser Modernisierung. Seine 1982 gegründete Plattenfirma Nuevos Medios pausierte mit seinem frühen Tod 2020 zwar, wird aber von Familienmitgliedern zumindest nachlassverwaltet. Der riesige Labelkatalog der knapp 40 Jahre, darunter frühe Veröffentlichungen der Flamenco-Popband Ketama oder der Flamenco-Blueser Pata Negra, lohnt einer tieferen Erkundung.

Vieles ist dank Gaileo Music durch die Jahre ins hiesige musikalische Bewusstsein gelangt. Das bayerische Unternehmen ist Label und Vertrieb und seit Jahrzehnten die Relaisstation zwischen Deutschland und der spanischsprachigen Welt. Gaileo Music kooperiert in Sachen innovativer Flamenco mit weiteren spannenden Labels wie Nuba Records/Karonte Distribuciones.

Auch Konzerte aus diesem Bereich sind heutzutage nicht mehr ganz so selten. Das ist vor allem der Arbeit von Uli Fild zu verdanken. Der Konzertveranstalter aus NRW hat seit Langem ein waches Auge auf die Szene und holt einige ihrer spannendsten aktuellen Vertreter ins Land, wie den Saxofonisten und Sänger Antonio Lizana, den Pianisten Daniel García Diego oder den Bassisten Pablo Martín Caminero.

Die Iran-Connection

Eine ebenfalls verwegene Erneuerin und Erforscherin der Wurzeln des Flamenco ist die Iranerin Farnaz Ohadi. Die zu Recht als „Botschafterin des persischen Flamenco“ gehandelte Künstlerin ist angesichts der großen Liebe ihrer Lands-

leute zu dieser Musik sicher längst nicht mehr die Einzige, aber wohl die Erste, die sich, auf Farsi singend, derart überzeugend in die Eigenheiten des Cante Flamenco hineinfühlt.

Die Zeiten, als Frau nicht öffentlich singen durfte, liegen weit zurück, verließ sie doch schon als Teenager ihre Heimat. Das Bewusstsein dafür aber, die damit verbundene rebellische Haltung, hat die Feministin und dreifache Mutter auch in ihrem musikalischen Tun im fernen Kanada nicht hinter sich gelassen. Dort studierte sie klassischen und persischen Gesang, und etwas Flamenco, um sich dann nach Sevilla, eines der Flamenco-Epizentren, zu begeben.

Aus einem geplanten Jahr der Vertiefung in den Flamenco werden nun schon bald vier. Ihr kürzlich erschienenenes, erstes in Spanien produziertes Album „Breath“ ist eine üppige Sammlung von Vokal- wie Instrumentalstücken. Zu den Texten von iranischen Dichter*innen werden in einem nach eigener Aussage komplizierten Prozess sehr sorgsam die emotional und atmosphärisch passenden Flamenco-Rhythmen und -stile ausgewählt.

Was dabei herauskommt, sind quasi neue Kompositionen, so Ohadi, die angesichts des enormen Reichtums persischer Poesie bislang nicht im Traum daran denkt, selber welche zu schreiben. Die Aufnahmen entstanden mit einer Crew exzellenter spanischer wie iranischer Instrumentalisten, darunter ihr Landsmann Amir Amiri, der eine eigens gefertigte, während des Musizierens umstimmbare Instrument, die Santur, virtuos und einfallreich zu spielen versteht. Diese Urform des so genannten Hackbretts ist – noch! – von höchstem Seltenheitswert im mittlerweile doch viele Instrumente einbeziehenden Flamenco.

Doch da der ja, wie gesagt, schon lange ein neugieriger Globetrotter ist, landet nach und nach ohnehin alles nur Denkbare in seinem Gepäck.

Vorübergehend kreativ

Einfach rein in halbverfallene Räume – und machen, was man will? Heute sind soziokulturelle Zwischennutzungen viel stärker reglementiert als noch vor Jahren. Doch Unternehmen haben Interesse an ihnen, weil Leerstand höhere Kosten verursacht

Von **Andreas Hartmann**

Es ist wenige Wochen her, dass der RBB für eine Reportage im „Kunstgarten“ im Berliner Bezirk Pankow war, um zu bestaunen, wie ein kleiner Verein in den letzten Monaten ehemalige Werkstätten eines Steinmetzes in ein Kreativareal verwandelt hat. Ein Außenbereich mit Skulpturen und Feuerschale, Ateliers und Künstlerwerkstätten. Ein DJ legt auf, während zugleich ein Graffiti-Workshop für Kinder stattfindet – der Reporter des Fernsehsenders ist hin und weg von dem, was er hier sieht.

Allerdings kommt am Ende des Beitrags auch noch kurz zur Sprache, dass dieses Paradies hier wohl keines für die Ewigkeit sein wird. Ja, das stimmt, sagt ein Mitglied vom Verein Gute Sache, der hinter dem „Kunstgarten“ steckt – spätestens 2027 müsse man weichen, weil der Eigentümer des Geländes einen Bauantrag genehmigt bekommen habe. Neue Wohnungen sollen hier entstehen.

Nun aber muss der Verein damit umgehen, dass es früher zu Ende gehen wird als erwartet. Mit dem bisherigen Eigentümer des Geländes hatte der Verein einen Vertrag für eine Zwischennutzung. Die Konditionen waren von vornherein klar: Man dürfe hier nur so lange etwas im Sinne von Kunst und Kultur entwickeln, bis die Bagger kommen, voraussichtlich in frühestens einem Jahr. Doch dann wurde das Areal an einen anderen Investor weiterverkauft. Das hat zur Folge, dass der Verein doch schon bis Mitte Juli seine Zelte hier abbrehen muss. Eine Alternative hätten sie nicht – „die Situation ist prekär“, sagt Oliver Schmidt vom Verein Gute Sache. Jetzt sucht der Verein händeringend einen neuen Ort zum Unterkommen für seinen „Kunstgarten“ – gerne auch zu längerfristigen Konditionen.

Der Fall zeigt ganz gut, welches Potenzial zur Selbstentfaltung

soziokulturell orientierter Akteure in einer Zwischennutzung liegen kann. Aber auch, wie schnell die Desillusionierung folgen kann. Jakob Tuttur, der für den Berliner Lobbyverband Clubcommission tätig ist, die die Interessen Berliner Clubs vertritt, und der selbst mit dem Johnny Knüppel nun bereits an einem zweiten Standort einen Club in Zwischennutzung in einem Kollektiv mitbetreibt, sagt: „Es hängt immer ein Damoklesschwert über einem. Man weiß nie, wie lange man noch bleiben kann. Einen nachhaltigen Wirtschaftsplan zu erstellen, ist schwer, denn es kann jeden Tag vorbei sein.“

Ohne Zwischennutzungen wäre besonders Berlin heute nicht die Stadt, die sie ist. Der Ruf als Clubmekka kommt daher, dass nach dem Fall der Mauer leer stehende Gebäude im Osten der Stadt entdeckt und sich einfach angeeignet wurden. „Man hat halt einen Ort gefunden und den bespielt“, so Tuttur. Musste man dann wieder raus aus dem Objekt, etwa weil der Besitzer dieses weiterentwickeln wollte, zog man mit seinem Club halt einfach weiter. Halb zerfallene Räume, bei de-

Auch in kleineren Städten finden temporäre Nutzungen Anklang

nen die Besitzverhältnisse noch nicht geklärt waren, gab es damals zu Genüge.

Doch diese Zeiten sind längst vorbei. Freiflächen für eine soziokulturelle Nutzung zu finden, die naturgemäß keine astronomischen Mietkosten verursachen dürfen, ist im innerstädtischen Bereich fast unmöglich geworden. Die Stadt Berlin hat viel zu viele Liegenschaften an die Immobilienwirtschaft verkauft und die ist am Ende vor-



Andere Zeiten: 2004 konnten sich Kreative zwischenzeitlich im Berliner „Volkspalast“ austoben. Dann wurde der Palast der Republik abgerissen Foto: Andreas Lander/ZB/picture-alliance

allem an einem interessiert: einer guten Rendite. Einen gar längerfristigen Mietvertrag für den nächsten „Kulturgarten“ an anderer Stelle zu bekommen, dürfte für den Verein Gute Sache schwer werden.

Er könnte es vielleicht noch einmal mit einer Zwischennutzungsagentur versuchen. Der in Berlin ansässige Verein Transiträume war es schließlich auch, der Gute Sache das Gelände vermittelt hatte, wo die Initiative aktuell noch residiert. Transiträume erstellt Portfolios von Freiflächen, die von Bauunternehmen für Zwischennutzungen bereitgestellt werden und stellt diese auf die eigene Homepage. Interessenten können sich dann für diese bewerben.

Am Ende läuft es ein wenig wie bei Tinder. Moritz Tonn, Leiter der Geschäftsstelle von Transiträumen, beschreibt das Verfahren so: „Anfragen für eine Zwischennutzung werden von uns auf Machbarkeit geprüft. Dann werden sie an den Eigentümer des Grundstücks weitergereicht, es wird sich abgestimmt und ein Besichtigungstermin vereinbart, wo sich beide Seiten ken-

nenlernen.“ Kommt es dann zum Match, wird eine Nutzungsvereinbarung zwischen Eigentümer und Zwischennutzer geschlossen. Oliver Schmidt von Gute Sache sagt, er sei mit diesem Prozedere sehr zufrieden gewesen, „sehr unbürokratisch“ sei alles abgelaufen. Eine Miete musste auch nicht bezahlt werden, nur die Kosten für Wasser, Strom und Versicherung.

Worin aber liegt das Interesse von Bauunternehmen, ihre Liegenschaften zu solchen vermeintlich generösen Konditionen von irgendwelchen Kunst- und Kulturleuten zwischennutzen zu lassen? Moritz Tonn hat da ein paar Erklärungen zur Hand: „Leerstand ist immer schlecht. Die Kosten sind dann oft höher als bei einer kostenfreien Nutzung. Einfach, weil dann jemand vor Ort ist, der sich um alles kümmert, der regelmäßig lüftet, die Sanitäranlagen pflegt und Vandalismus verhindert.“

Eine weitere Motivation kann das Konzept Environmental Social Governance (ESG) sein, eine Agenda der UN, die die ökologische und soziale Nachhaltigkeit

von Städten fördern soll. Kreditvergaben seien demnach an die Einhaltung bestimmter Standards beim ESG geknüpft. „Wenn ich also als Unternehmer Zwischennutzungen ermöglichen, kriege ich Content für meinen ESG-Report und steigere damit meine Kreditwürdigkeit.“

Transiträume verspricht der Immobilienwirtschaft auf seiner Homepage noch weitere Vorteile. Wer sich für Zwischennutzungen öffnet, könne beispielsweise die Attraktivität seiner Areale erhöhen, die eigene Bekanntheit steigern und Kontakte zur Kreativwirtschaft knüpfen. Zwischennutzungen zu ermöglichen, kann also lukrativ und gut für das Image sein. Tonn spricht von einem „Schlüsselschluss zwischen Kunst, Kultur und Immobilienwirtschaft“.

Und der könne manchmal gar so aussehen: „Der Zwischennutzer plant auf dem kostenfrei zur Verfügung gestellten Gelände beispielsweise für einen Freitag eine Vernissage. Der Eigentümer kriegt dann eben am Tag davor ein Special Opening, wo er sein Unternehmen mal in einem crazy Rahmen präsentie-

ren kann.“ Kein Wunder, dass diese Form von regelbasierter Zwischennutzung längst auch in kleineren Städten als Berlin oder Hamburg großen Anklang findet. Man zeigt sich so als Gemeinde schließlich als Ermöglicher von Kunst und Kultur, verhindert Leerstand und macht gleichzeitig die Immobilienwirtschaft glücklich. Städte wie Nürnberg bieten deswegen sogar über die eigene Verwaltung Objekte für Zwischennutzungen an.

Am Ende muss da die Frage gestellt werden, wer von solchen Zwischennutzungen, die oft nur wenige Monate dauern, wirklich profitiert. Und ob Künstler und Künstlerinnen sich nicht gar zu Vorreitern der Gentrifizierung machen, wenn sie eine Zeit lang auf Freiflächen aufsehenerregende Dinge machen und diese aufwerten. „Artwashing“ nennen Kritiker diese Form des Zusammenspiels von Immobilien- und Kreativwirtschaft in zwischen. Für Jakob Tuttur stellt sich sogar die Frage, ob man bei so manchem dieser Projekte, bei denen sich erst ein paar Graffiti-Künstler auf einem Areal austoben können, auf dem danach Luxuswohnungen entstehen, noch von Zwischennutzung im eigentlichen Sinn sprechen sollte, oder eher lediglich von einer „temporären Überlassung“.

Zwischennutzungen so, wie es früher einmal war, wo man sich als Pionier eine Freifläche aneignete und dann einfach in Eigenregie loslegte, gebe es eigentlich gar nicht mehr. „Es ist extrem risikobehaftet und kostspielig geworden“, sagt er. „Man muss viel investieren und hat wenig Sicherheiten. Genehmigungen zu bekommen, dauere ewig, zig Vorschriften etwa zu Brand- und Lärmschutz seien einzuhalten. „Und am Ende ist trotz des ganzen Aufwandes nach ein paar Monaten oder ein bis zwei Jahren schon wieder Schluss. Das lohnt sich heute nicht mehr.“

Könnt ihr noch?

Kunst & Demokratie

Königsklasse
in Schloss
Herrenchiemsee

10.05.
-12.10.2025

P | **PINAKOTHEK DER MODERNE** & **PIN.** INTERNATIONAL PARTNERS OF THE PINAKOTHEK E.V. **DJE** AMIN AL

Inga Malm, Balaramendu Turner, 2018, Courtesy Estate Inga Malm and Katar Wilborn, Düsseldorf Foto: Simon Vogel, © VG Bild Kunst, Bonn 2025

DSO DSO DSO DSO

Saison 25/26

DSO

Deutsches Symphonie-Orchester Berlin

ORCHESTER **FUR** DIE DEMOKRATIE @dsob Berlin dso-berlin.de

Illustration: Sarah Böttcher, Muster: Hannah Göppel

DSO DSO DSO DSO

JETZT TICKETS SICHERN!

GEMEINSAM ABHEBEN

SAISON 2025/26
WWW.ELBPILHARMONIE.DE

Illustration: Sarah Böttcher, Muster: Hannah Göppel

Hansdampf in allen Gassen

Selbstvermarktung ist in der Kunstwelt heute wichtiger denn je. Unser Autor schreibt über den Fall eines besonders schamlosen „Künstlers“, der die Rezensenten regelmäßig zum Verstummen brachte – indem er bei jeder Kritik laut zu plärren begann

Von Uli Hannemann

In unserer Reihe „taz goes artsy-fartsy“ möchten wir euch heute Gernot Bübchen aus Plauzburg an der Steinstraße vorstellen. Ob Malerei, Architektur, Musik, Theater, Film, Literatur, Performance, Stand-up-Comedy, Comic-Kunst, Darts, Freestyle-Kamasutra und vieles andere mehr: Der polyvalente Künstler beherrschte nach eigener Aussage als einziger perfekt die komplette Palette künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten.

Im Nachhinein können wir es ja sagen: Das ist so nicht ganz korrekt. Genau genommen war alles, was er machte, Schrott und Scheiße, meistens sogar wortwörtlich. Doch Kritik ist ja oft ein zweiseitiges Schwert. Als ein Kunstkritiker den Fehler machte, Bübchens Zyklus „die zehn Gebote“ (6 x 10 Meter, Schrott und Scheiße auf Leinwand) als „fickende Strichmännchen“ zu verspotten, lernte die Welt Gernot Bübchen aber mal so richtig kennen.

Seine Angewohnheit, jedes Mal laut zu weinen, sobald jemand eines seiner Werke kritisierte, ließ die Experten rasch verstummen. Feuilletons wurden entweder komplett eingestellt oder verlangten von neuen Mitarbeitern schon vor Aufnahme ihrer Tätigkeit eine Ausschlussklärung, die die negative Besprechung von Gernot Bübchens Kunst verbot.

Denn „lautes Weinen“ ist der falsche Ausdruck. Vielmehr handelte es sich um ein markerschütterndes, in nicht für möglich gehaltenem Maße

Nerven zerreisßendes Plärren, eine abartige Hyperkakophonie, die im Umkreis von vielen tausend Kilometern Gläser zerspringen ließ, Autoreifen in schneller Fahrt zum Platzen brachte und Kurzschlüsse in die Herzschröten zauberte. Den Kühen gerann die Milch im Euter zu verschimmelter Crème fraîche, Föten gingen ab, Vulkane kotzten Blut und Lava, und tektonische Platten verrutschten wie Spielkarten auf einem ICE-Vierertischchen im Verlauf einer Notbremsung.

Diese existenzielle Prüfung für den Planeten beeinflusste die Rezeption von Bübchens Schaffen nicht unwesentlich. Genauer gesagt, beförderte sie die Entstehung eines überaus treuen Publikums, das jedes Mal laut jauchzte, wenn das verschmitzte Lächeln des Gelingens auf des Künstlers Antlitz stolz erstrahlte. Dann freuten sich alle mit diesem großen Kind, und ein wohlwollendes Gurren erfüllte die Theater, Konzertsäle, Galerien, Kinos, Sportarenen und Reichsaufmarschfelder, die im Zeichen des erstarkenden Faschismus überall wieder wie braune Brandenburger Bio-Champignons aus dem Boden schossen.

Schließlich wollte ja auch keiner sterben. So wurde seine Malerei völlig neu bewertet. Man habe das entscheidende Element übersehen, hieß es, nun aber sei die Kunstszene reif für die neuen grandiosen Einflüsse. Das Lästermaul mit den Strichmännchen kam bei einem mysteriösen Autounfall ums Leben. Die Bremsleitungen, Karma, Kismet, ein Marder wohl.

In der Folge nahm Bübchens Karriere erst so richtig Schwung auf. Seine Fotografien des Nachthimmels über Plauzburg bei Neumond wurden in London, Barcelona und New York ausgestellt, alles Städte, die mutmaßlich keinen Bock hatten, in Schutt und Asche geheult zu werden.

Das „Karussell der Gartenzwerge“ in Fies Moll, eine Symphonie für Hackbrett, Dudelsack und singende Säge, tourte jahrelang vor ausverkauften Hallen. Wenn er Bock hatte oder betrunken war – und meist war beides der Fall – ließ es sich der Kunstschaffende nicht nehmen, selbst zu „singen“, ob in Bayreuth oder bei „Monster Ronson's Ichiban Karaoke“ – überall gab die „lebende Mittelohrentzündung“ (Untergrundkritiker vor seiner Verhaftung) ihre grölende Visitenkarte ab. Opportunistisch huldigte die Öffentlichkeit seinem Gesangsstil als „betörendem Kreischen“.

Auch literarisch konnte ihm keiner ein X für ein U vormachen. Das machte er schon selbst, ein Pionier der Sprache, der die Buchstaben endlich aus der Bedeutungsenge ihrer ursprünglichen Lautzuschreibungen befreite. Daneben wird sein berühmtes Herbstgedicht („Herbst, Schnerbst; alles bunt, schießt der Hund“) seit Jahrzehnten in jedem Deutschabitur analysiert.

Großen Einfluss hatte Bübchen auf die Weltarchitektur. Tesafilm, Sicherheitsnadel und Pattex waren die Stabilisierungselemente seiner Wahl. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“, lautete das Motto des Meisters, der auch privat

als kettenrauchender Kondommuffel im Wingsuit stets voranflog. Die extreme Fallhöhe zwischen Schein und Sein bildete einen immanenten Bestandteil seines Kunstkonzepts. Sein Film über den spektakulären Einsturz der von ihm zusammengetackerten „Golden Tape Bridge“ wurde wiederum zum eigenständigen Kunstwerk.

Kein Wunder angesichts all dieser Leistungen, dass die Saftgemeinde Plauzburg ihrem größten Sohn ein Denkmal setzte. Dabei war er da noch gar nicht tot. Sicher steckte hinter der verführten Weihe auch der heimliche Wunsch, er wäre es, denn bei aller Bekanntheit die er seiner Heimatstadt verschaffte, lag zugleich stets ein dräuender Schatten über dem Wirken Bübchens.

Denn nie wusste man, was dem begnadeten Utility Artist wohl als nächstes einfiel: Würde er ohne Vorwarnung ein lebendes Schwein aus dem Hubschrauber auf den Marktplatz fallen lassen? Sich in einer Satire-Aktion zum Bundeskanzler wählen und anschließend in einem teuflischen Kripenspiel alle Erstgeborenen töten lassen? Würde er einen seiner berüchtigten farbigen Riesenpuppe in den Äther furzen? Auch dass das Genie bei allem, was es tat, stets konsequent nackt auftrat, schmerzte vielen in der Seele. Ja, der Name Plauzburg lag in aller Munde, allerdings meist als Synonym für das Unaussprechliche, das Grauenhafte mit der Postleitzahl, die da lautet: 666.

Wenig überraschend fiel die Wahl des Skulpteurs auf Gernot Bübchen

selbst. Das hätte er sich sowieso nicht nehmen lassen; andernfalls hätte er auf jeden Fall geweint. Denn neben Stickerei, Rhythmischer Sportgymnastik und dem Zusammensetzen von Ü-Ei-Figuren auf seinem Youtube-Kanal hatte er natürlich auch die Bildhaurei mit der Muttermilch eingesogen.

Dazu sei angemerkt, dass jene Generation von Müttern in puncto Enthaltsamkeit während Schwangerschaft und Stillzeit noch nicht so dogmatisch indoktriniert war, wie man es heute kennt. Nikotinentzug? Zu stressig für Körper und Seele einer werdenden Mutter. Auch rieten die Ärzte zu regelmäßigem Alkoholkonsum gegen Langweile, Niedergeschlagenheit und Angstzustände. „Löten Sie sich ruhig jeden Abend ordentlich zu, Frau Bübchen“, hatte Frauenarzt Dr. Haarmann geraten. „Dann wird es garantiert ein Junge.“

Und er hatte recht. Dieser Junge formte aus eingeweichten Brötchen, Lehm und Kot eine Reiterstatue von gigantischer Größe. Sie überragt die Saftgemeinde und den nahen Höhenzug des Schwalm sogar noch, nachdem sie eingestürzt ist und unter anderem ihren Schöpfer unter sich begraben hat. Dort ruht er nun in und unter sich selbst, und wir dürfen es endlich wagen, sein Zeug als das zu kritisieren, was es ist: ein elender Pfusch, ein schamloser Schund, der sämtliche Sinne demütigt, schändet und beleidigt; das Salz auf dem einst fruchtbaren Boden der Kultur. Zum Glück ist die Ratte tot.



Sensation! Es wird vermutet, dass dieses Meisterwerk vom verstorbenen Gernot Bübchen stammt
Foto: Arno Burgi/dpa/picture-alliance

3–6 JULI 25

rudolstadt-FESTIVAL

ROOTS FOLK WELTMUSIK

www.rudolstadt-festival.de
Tickets: www.tixforgigs.com

BIG BAND OF BOOM/UK JIGGY/IRE ABDULLAH IBRAHIM/SAF

LÄNDERSCHWERPUNKT MALI

SADIO SIDIBE/MLI KIDS WITH BUNS/BEL MOJNA/SWE

44. EURORADIO FOLK FESTIVAL

MINE/D DUBIOZA KOLEKTIV/BIH TOTO PWNO/SCO

DEUTSCHER WELTMUSIKPREIS RUTH

LEDISI/USA LA DIABLO Á CINQ/CAN IDRIEL ENSEMBLE/UK

WORKSHOPS ♦ SONGPOSIUM

TUMULT/DEN WILLY KATOURE/MLI MAX SPH/D

TANZ DES JAHRES „KINDERTÄNZE“

ÉDA DIAZ/COL SA TARAF IONICA MIN/RE/ROU

STRASSENMUSIK ♦ KINDERFEST

Schrift ist nicht Schrift

Eine Ausstellung in Hannover über das Schreibenlernen zeigt, wie sich die Handschrift im Laufe der Zeit verändert hat – und warum sie weiter wichtig ist

Von Joachim Göres

Blau oder grün? Wer in den 1960er und 1970er Jahren zur Schule ging und an sein erstes Schreibgerät denkt, wird diese Frage beantworten können: Die Füller von Geha waren grün, die von Pelikan blau. Der blaue Pelikano kam 1960 auf den Markt und stellte eine Revolution dar: Bis dahin füllten SchülerInnen ihren Füller umständlich mit Tinte aus einem Tintenfass nachfüllen, die neuen Füllerpatronen ließen sich indes schnell austauschen.

Daran erinnert die bis Januar 2026 laufende Ausstellung „Gänsefeder, Pelikano, Tastatur“ über die Geschichte des Schreibens im Pelikan Tintenturm in Hannover. Präsentiert werden vor allem Produkte des Herstellers Pelikan, der seit 1838 Schreibutensilien fertigt. Denn Pelikan kommt aus der Nähe von Hannover und verlegte den Firmensitz bald in die Niedersachsens heutige Hauptstadt. Das Pelikan-Wappen war eines der ersten erfolgreichen Markenzeichen eines Unternehmens. Zu sehen

sind in der Ausstellung Werbetafel, Schiefertafeln, Stahlfedern, Tintenfass und eine große Auswahl von Füllern.

Im Mittelpunkt steht die Frage: Wie wurde früher Kindern die Schreibschrift vermittelt und wie lernen sie sie heute. Von 1915 bis 1941 war in Preußen Sütterlin Pflicht, erfunden vom Grafiker Ludwig Sütterlin. Typisch für diese Schrift sind Auf- und Abstriche, Verbindungsbogen und -haken sowie Ovalformen. Danach galt bis in die 50er Jahre die deutsche Normalschrift, eine Form der lateinischen Schrift.

Ab 1953 setzte sich die Lateinische Ausgangsschrift durch. Da viele Kinder damit Probleme hatten, entwickelten Pädagogen und Wissenschaftler in den 60er Jahren die Vereinfachte Ausgangsschrift (VA). Die kleinen Buchstaben werden mit einem Aufstrich verbunden, das Schreiben geht flüssiger von der Hand. Die großen Buchstaben ähneln Druckbuchstaben, es gibt weniger Schnörkel als zuvor. Die unterschiedlichen Schriften kann man in der

Ausstellung nebeneinander studieren.

Heute lernen GrundschülerInnen als Erstschrift die Druckschrift. Darauf aufbauend sollen sie in den meisten Bundesländern eine verbundene Schrift lernen. Auch das Schreiben mit dem Füller ist weiter Usus. Dadurch wird automatisch die richtige Schreibhaltung eingeübt. „In skandinavischen Ländern haben Grundschüler die Schrift mit dem iPad gelernt, doch jetzt geht man wieder zurück zur Handschrift, weil beim Schreiben mit Hand viel mehr Prozesse im Kopf ausgelöst werden, als wenn man nur auf einen Knopf drückt“, sagt Pelikan-Archivar Wilfried Leuthold.

Übrigens: Auf die Frage „blau oder grün“ werden LeserInnen möglicherweise „rot“ antworten – weil blau als Jungenfarbe galt, brachte Pelikan auch einen roten Füller auf den Markt, der sich bei Mädchen großer Beliebtheit erfreute. Heute gibt es auch Pelikan-Füller in Pink, Lila, mit Rillen oder in schimmernder Metallic-Lackierung.